

Genie, das aus der Kälte kam

Kloster, Club und Katastrophen: Wanja Belagas verworrene Wege zur Kunst

Immer wieder mal durchzuckt einen der Gedanke, wie viele unentdeckte, weil im falschen Land, Milieu oder zur falschen Zeit geborene Mozarts oder Ellingtons es wohl gegeben haben mag. Wie schnell Karrieren einst wie heute zum Spielball der Politik werden können, das zeigt das Beispiel des gebürtigen Moskauer Wanja Belaga. Es gibt Indizien, dass man den 37-Jährigen heute als Künstlerfürsten oder großen Pianisten verehren würde, wenn Perestroika und Glasnost 15 Jahre früher in der Sowjetunion Einzug gehalten hätten.

Der kleine Wanja war ein veritables Wunderkind. Auf dem Nachttisch des Vierjährigen lagen dicke Romane und erste Textproben, als Maler feierte der Bub mit sechs seine erste große Vernissage, die Ausstellung wanderte bis nach Tokio. Im selben Alter wurde er an der Zentralen Musikschule Moskau aufgenommen, bis heute Kadenschmiede der russischen Musiker von Weltrang. „Das war anders, als man sich das vorstellt“, erinnert sich Belaga. „Nichts von der berüchtigt strengen Ostblock-Schule, das waren wunderbare Pädagogen, die mit mir arbeiteten wie mit den Großen.“

Leider währte die Zeit dort nur kurz, denn Belaga stammt aus der „falschen“ Familie. Die Eltern, jüdisch-intellektuelle Mathematik-Professoren an der Moskauer Universität, und politisch entsprechend weltfremd wie in gewisser Weise naiv, waren mit der Familie Solschenizyn befreundet und in der Dissidentenszene angesiedelt. Der Zorn des Regimes traf bald auch die Belagas. Statt Hörsaal gab es Gefängnis, der kleine Wanja kam bei der Tante unter. Die aber hatte kein Klavier. Als Belaga elf war, wurde die Familie ausgewiesen, mit Zwischenstation Wien landete man in München und lebte erst halb legal, dann mit dem Status politischer Flüchtlinge auf dem Gelände der amerikanischen McGraw-Kaserne.

Die Mutter schaffte irgendwie ein grauenhaftes polnisches Klavier heran, und kurz sah es so aus, als könne der Musiker Belaga die verlorene Zeit aufholen. Er spielte mit Erfolg bei renommierten Dozenten vor, verblüffte sie mit seinem ebenso virtuos wie unkonventionellen Ansatz und bekam folgerichtig Unterricht – bis ihm seine wilde Jugend in die Quere kam: Gleich drei Mal brach er sich kurz hintereinander beim Rollschuhlaufen und Karate die linke Hand. In einem kurzen Strohfeuer versuchte er es noch einmal, dann warf er – mal von Selbstzweifeln, mal von „unglaublicher Arroganz“ gepackt – mit 15 hin. So ist sein musikalisches Œuvre bisher schmal geblieben. „Als Kind habe ich sehr viel kompo-



„Ich kann nur aus mir selber schöpfen“: Doch dabei findet Wanja Belaga viel Wertvolles.

Foto: oh

niert“, berichtet er, aus dieser Zeit stammen Klavierwerke, Opern- oder Sinfoniefragmente und etwas Kammermusik; dazu kommt ein von Presse wie Publikum umjubeltes Ballett für das Theater an der Leopoldstraße aus den Achtzigern.

Stattdessen aktivierte Belaga sein künstlerisches Talent als Maler und Grafiker, doch auch hier hatte er nicht das nötige Glück. Zum einen, weil er für die Rituale des Kunstmarkts so gar nichts übrig hat, zum anderen, weil ein Großteil seines Werkes, an die 30 000 auf drei Lkw verteilte Bilder, bei einem Umzug vor ein paar Jahren versehentlich in die Tonne wanderte. Zwischendurch hat Belaga – vielleicht von der Rastlosigkeit des Immigranten getrieben – so ziemlich alles gemacht, was man machen kann: Er war Fotomodell, Fotograf und Klosternovize, arbeitete am Bau, betreute Behinderte und betrieb eine Reiseagentur. Vor allem aber hat das Münchner Nachtleben ihm viel zu verdanken. In den frühen Neunzigern begann er mit der Organisation von Partys, Bällen und Festivals („Münchner Nächte“), dann wurde er Club- und Diskothekenpächter. Unter

anderem ist der *Prager Frühling* sein Kind, dort ausgebootet, eröffnete er ein Jahr später in der Sonnenstraße die *Monofaktur*, die sich in drei Jahren zum Treffpunkt diverser bislang in München so gut wie heimatloser Szenen entwickelt hat, von Oldschool-Punk bis zu schrägem Avantgarde-Jazz.

Nur dafür schaffte er bald nach der Eröffnung einen gebrauchten Steinway-Flügel an, der nun sein Schicksal entscheidend beeinflusst haben könnte. Denn eines Nachts, als der Club geschlossen war, setzte er sich hin und improvisierte zweieinhalb Stunden lang. „Das war ein unglaubliches Erlebnis, fast eine Art Todeserfahrung. Es war, wie wenn ich mir von oben zuschauen würde. Die Finger flitzten, wie sie wollten, ich verstand gar nicht, was da passierte, und fragte mich nur: Woher kann ich das?“

Er entschloss sich, diesen Weg, der sich da unerwartet eröffnet hatte, auszuprobieren. Ein paar Mal hat man schon im kleinen Kreis der Monofaktur Münchens vielleicht ungewöhnlichsten Pianisten erleben dürfen. Einen, der originär statt originell ist, der mit unerklärli-

cher Virtuosität neuartige musikalische Steinbrüche bearbeitet, einen, der Jazz macht, ohne davon Ahnung zu haben. Denn bis vor kurzem hatte Belaga zum Jazz keinen Zugang. Umso unbeeinflusst entwickeln sich deshalb seine mal romantisch wogenden, mal abstrakt perpetuierten Tasten-Szenarien.

Der Flüchtling Wanja Belaga hat wohl das Zeug dazu, zum Zirkel der wenigen überzeugenden Wanderer zwischen musikalischen Welten dazuzustoßen. „Es ist ein Risiko. Ich muss in einen Tunnel reinkommen, dann wird es gut. Weil meine Improvisationen eben weder mit Klassik noch mit Jazz zu tun haben: Die haben Motive und Strukturen als Grundlage, also ein Netz, das den Pianisten auffangen kann. Ich kann bislang nur aus mir selbst schöpfen.“ Es wird also spannend heute Abend um 19.30 Uhr bei Belagas Klavierrecital in der Black Box im Gasteig, seinem erstem öffentlichen Konzert seit gut 20 Jahren. OLIVER HOCHKEPPEL